

Yasushi Inoue

Die Berg-Azaleen  
auf dem Hira-Gipfel



Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 666 der Bibliothek Suhrkamp

Yasushi Inoue (1907-1994), ausgezeichnet mit den großen Preisen seines Landes, gehört als Romancier seit langem zur Literatur der Bibliothek Suhrkamp. Vor allem *Das Jagdgewehr* (BS 137), diese Geschichte einer Liebe, die in Wirklichkeit die Geschichte der Einsamkeit ist, wurde weltweit berühmt.

Dieser Band versammelt die drei autobiographischen Erzählungen *Unter den Blüten*, *Der Glanz des Mondes*, *Die Schneedecke* sowie die Titelerzählung *Die Berg-Azaleen auf dem Hira-Gipfel*. Dort ist ein älterer Gelehrter, der in rücksichtsloser Passion an einem Buch über das Arteriensystem der Japaner schreibt, eines häuslichen Disputs wegen in den ihm vertrauten »Gasthof zum Heiligen Berg« am Fuß des Berges Hira entflohen und sinnt über sein Leben nach. Als Student hatte er zum ersten Mal in diesem Gasthof unterhalb der auf dem Hira blühenden Azaleen übernachtet, um – nach Zen-Übungen körperlich wie geistig erschöpft und verzweifelt – am nächsten Morgen Selbstmord zu begehen. Doch die nächtlichen Schreie des Bergvogels hatten ihn zu neuem Leben erwachen lassen. Diesmal sind die Umstände anders.

Bemüht, seine Werke im Wettlauf mit dem Tod zu vollenden, und doch wissend, daß ihm dies nicht gelingt, erfreut sich Miike Shuntarô während einer Bootsfahrt auf dem See, zu der ihn die siebzehnjährige Atsuko eingeladen hat, der einzigartig schönen Landschaft. Der Berg Hira ragt erhaben zum Himmel empor...

Yasushi Inoue  
Die Berg-Azaleen auf  
dem Hira-Gipfel

Erzählungen  
Aus dem Japanischen  
von Oskar Benl

Suhrkamp Verlag

Erste Auflage 2015

*Waga haba noki*: © 1975 Yasushi Inoue

*Hira no shakunage*: © 1950 Yasushi Inoue

First published in Japan. All rights reserved.

Suhrkamp Verlag Berlin

© der deutschen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1980

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag: Willy Fleckhaus

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-24040-3

*Inhalt*

Unter den Blüten

9

Der Glanz des Mondes

47

Die Schneedecke

103

Die Berg-Azaleen auf  
dem Hira-Gipfel

159



Unter den Blüten  
(1964)





Vater starb vor fünf Jahren, achtzig Jahre alt. Gleichzeitig mit seiner Beförderung zum Generalarzt ließ er sich pensionieren und zog sich mit achtundvierzig Jahren in seine Heimat auf der Izu-Halbinsel zurück. Während der ihm noch verbleibenden dreißig Jahre bestellte er einen kleinen Acker, der hinter dem Hause lag und baute dort das für das tägliche Leben nötige Gemüse an. Als er den Militärdienst quittierte, befand er sich in einem Alter, in dem er ohne weiteres eine ärztliche Praxis hätte eröffnen können, aber er verspürte nicht die geringste Lust dazu. Nach Ausbruch des Pazifischen Krieges wurden viele Militär-Hospitäler und Genesungsheime geschaffen und Vater wurde, da es an Militärärzten mangelte, oft aufgefordert, die Leitung eines dieser Krankenhäuser zu übernehmen, aber er lehnte jedesmal unter Hinweis auf sein hohes Alter ab. Offenbar konnte er sich nicht überwinden, die einmal abgelegte Uniform noch einmal anzuziehen. Seine Pension fand er ausreichend, aber da damals alles recht knapp und teuer war, hätte das Leben meiner Eltern, das allmählich trüb und ärmlich wurde, einen anderen Verlauf genommen. Es wäre ihnen nicht nur wirtschaftlich besser gegangen, sie hätten auch gesellschaftlichen Umgang pflegen können, es wäre in das Leben der beiden alten Leute fruchtbare Spannung gekommen.

Als ich einem Brief meiner Mutter entnahm, man sei wegen Übernahme eines Militärhospitals an Vater herangetreten, fuhr ich sofort hin, um ihn zu überreden, reiste aber dann ab, ohne diese Frage auch nur berührt zu haben. Der Anblick meines Vaters, wie er in einem über und über geflickten Bauernkittel, mit seinen sechzig Jahren plötzlich

auffallend abgemagert, zu dem hinter dem Hause liegenden Acker hin schlurfte, machte mir schlagartig klar, daß ihn mit der menschlichen Gesellschaft nichts mehr verband. Mutter erzählte mir, seit er sich in die Heimat zurückgezogen hatte, habe er kaum mehr das Grundstück verlassen, kamen Gäste ins Haus, zeigte er zwar kein mürrisches Gesicht, doch von sich aus suchte er niemanden auf. Es wohnten zwar nicht weit von ihm entfernt ein paar Verwandte, doch erschien er dort nur bei Trauerfällen. Er vermied es sogar, auf die an unserem Hause vorbeiführende Straße hinauszutreten.

Wir Kinder kannten die Abneigung unseres Vaters gegenüber anderen Menschen, doch nachdem wir in die Stadt gezogen waren, hatte jeder von uns mit seiner eigenen Familie zu tun, und dieser Charakterzug unseres Vaters wurde mit zunehmendem Alter noch viel ausgeprägter, als wir gefürchtet hatten.

So dachte er auch nie, daß wir ihn unterstützen sollten, seine Pension reichte wohl auch für das Allernötigste aus, doch mit Kriegsende veränderte sich alles, er bekam vorübergehend überhaupt kein Geld mehr, und als es wieder gezahlt wurde, war der Kaufwert außerordentlich gesunken. Ich sandte ihm monatlich eine gewisse Summe, aber es widerstrebte ihm offenbar, sie anzunehmen. Es war ihm, übertrieben gesagt, zum Sterben peinlich. Er gab nicht das geringste Geld unnötig aus. Obgleich ich ihm nicht wenig schickte, beharrte er bei seinem unglaublich niedrigen Lebensstandard. Er bestellte nach Kriegsende seinen Acker nach wie vor, züchtete Hühner, produzierte sogar selbst billiges Bohnenmus und kaufte keine zusätzlichen Nahrungsmittel. Wir kritisierten das, wenn wir ihn besuchten und gaben uns viel Mühe, ihn zu einer bequemeren Le-

bensweise zu überreden, aber es half nichts. Nur zu gern hätten wir den Lebensabend unserer Eltern angenehmer gestaltet, doch unser Geld gab Vater kaum aus, und so sandten wir Kleidung und Bettzeug, doch dieses wurde, wohl weil die Eltern es für zu wertvoll hielten, größtenteils weggeschlossen oder nur höchst selten gebraucht, so blieb uns nichts anderes übrig, als ihnen Lebensmittel zu schicken. Da diese verderblich waren, mußten sie sie essen.

Die Lebensführung meines Vaters war stets makellos. Zwar erwies er niemandem Wohltaten, doch es grollte ihm auch keiner. Die dreißig Jahre Einsiedlerleben waren ohne jeden Fleck geblieben. Auf seinem Sparkassenbuch, das wir nach seinem Tode vorfanden, war ausreichend Geld, um damit seine und Mutters Bestattung zu decken. Das Haus sollte mir, seinem ältesten Sohn, gehören. Die während seiner Amtszeit als Militärarzt angeschafften Hausgeräte hatte er größtenteils in der schweren Nachkriegszeit verkauft, und es war nichts von Wert zurückgeblieben. Dafür fehlte kein Stück von den seit Generationen vererbten Gegenständen wie etwa Rollbilder und Schmuck für die Ziernische. Er hatte das Familienvermögen weder vergrößert noch verringert.

Ich war, von meinen Eltern getrennt, bei meiner Großmutter aufgewachsen. Wir nannten sie Großmutter, doch sie war nicht mit uns blutsverwandt, sondern die Nebenfrau meines Urgroßvaters, einem Arzt, und sie hieß Nui. Sie war nach dem Tod meines Urgroßvaters in unser Familienregister eingetragen worden und hatte als Pflegemutter meiner Mutter eine Zweifamilie begründet. Natürlich geschah dies aufgrund einer letztwilligen Verfügung meines Urgroßvaters und entsprach ganz seiner Art, hatte er sich doch niemals um das Urteil anderer gekümmert.

So war also Nui nach dem Standesregister meine Großmutter. Ich nannte sie »Großmutter O-Nui« und unterschied sie auf diese Weise von der wirklichen Urgroßmutter und Großmutter, der Mutter meiner Mutter. Es gab eigentlich keinen Grund, warum ich bei ihr aufwuchs. Als meine noch junge Mutter mit meiner jüngeren Schwester schwanger war und es keine Hilfe zuhause gab, vertraute man mich vorübergehend Großmutter O-Nui an, die in der Heimat lebte, und so verbrachte ich schließlich meine Kindheit bei ihr. Ihre etwas unsichere Position wurde dadurch, daß sie mich bei sich hatte, stabiler, und so wollte sie mich, zumal sie sich einsam fühlte und mich mochte, gar nicht gern wieder hergeben. Und ich, mit meinen fünf, sechs Jahren, hing an ihr und hatte verständlicherweise nicht viel Lust, wieder bei meinen Eltern zu wohnen. Zuhause kam nach meiner jüngeren Schwester mein Bruder zur Welt, und da ich mich gegen eine Heimkehr sträubte, ließ man mich also bei Großmutter O-Nui.

Ich war in der sechsten Volksschulklasse, als sie starb und ich nach Hause zurückkehrte. An dem Ort, wo Vater Dienst tat, ging ich zur Mittelschule. Doch weil er bald darauf versetzt wurde, war ich nicht einmal ein ganzes Jahr bei meinen Eltern und kam dann in das Internat einer nahegelegenen Kleinstadt. Ein Jahr, das ich nach Beendigung der Mittelschule untätig zubrachte, und ein weiteres Jahr, in dem ich schließlich doch Gymnasiast war, also insgesamt zwei Jahre, lebte ich in der Familie. Doch dann wurde mein Vater erneut versetzt und ich wohnte seitdem anderswo. Ich war also für Vater ein Kind, das nicht sehr lange mit ihm zusammen gelebt hatte, aber er behandelte mich nicht anders als meine drei Geschwister, die gewissermaßen zu seinen Füßen aufwuchsen. Er war stets unpar-

teisch und dies auf die natürlichste Weise. Seine Liebe war nicht geringer, weil jemand – wie ich – längere Zeit fern gewesen war, und sie war nicht stärker, weil jemand – wie meine Geschwister – ständig bei ihm lebte. Sah man seine Kinder neben denen von Verwandten, hatte niemand den Eindruck, es gäbe für ihn irgendwelche Unterschiede. Es mußte erstaunen, wie gleichmäßig seine Liebe zu allen war. Extrem gesagt, waren für ihn die eigenen Kinder und die von Nicht-Verwandten gleich. Seine eigenen Kinder empfanden ihn eher als kühl, Außenstehende wohl warmherzig.

Mit siebenzig Jahren erkrankte Vater an Krebs. Die Operation erschien zunächst erfolgreich verlaufen, aber nach zehn Jahren brach das Übel erneut aus. Er mußte ein halbes Jahr im Bett liegen und verlor allmählich immer mehr Kraft. Angesichts seines hohen Alters riskierten die Ärzte keine weitere Operation. Sein Tod war nur mehr eine Frage der Zeit, und ungefähr einen Monat lang bestand täglich die Gefahr, daß er stürbe. Wir, seine Kinder, fuhren, als warteten wir darauf, zwischen der Heimat und Tôkyô hin und her und brachten eines Tages auch schon Trauerkleidung mit. Ich besuchte Vater am Tage vor seinem Tod und fuhr, da er nach Ansicht des Arztes vielleicht noch vier, fünf Tage durchhielt, am gleichen Abend nach Tôkyô zurück, doch da starb er plötzlich. Vater war bis zuletzt völlig bei Bewußtsein und gab klare Anweisungen, etwa, wie die Trauergäste zu bewirten seien und sogar wie die Todesanzeige abgefaßt werden solle.

Als ich Vater zum letzten Male sah und ihm sagte, ich würde jetzt nach Tôkyô zurückfahren, in ein paar Tagen aber wiederkommen, streckte er mir seine abgemagerte Hand aus dem Bettzeug hin. Da er so etwas noch nie getan

hatte, war ich mir nicht klar, ob er nicht vielleicht etwas von mir wünschte. Ich nahm seine Hand in die meine. Daraufhin drückte er meine Hand. Beide Hände hielten so einander, aber einen Augenblick später war mir, als würde meine Hand von der seinen leicht weggestoßen. Es war ein Gefühl, wie wenn beim Angeln an der Angelrute plötzlich etwas zuckt. Betroffen zog ich meine Hand aus der seinen. Ich wußte nicht, wie ich mir das erklären sollte, aber mir schien, als habe sich hier der Wille meines Vaters kundgetan. Ich hatte zuversichtlich seine Hand ergriffen und war ernsthaft zurückgestoßen worden – irgendwie war mir seltsam kühl ums Herz.

Diesen Vorfall konnte ich nach Vaters Tod lange nicht vergessen. Angestrengt sann ich immer wieder darüber nach. Vater wußte, daß seine Todesstunde näher rückte, und vielleicht hatte er mir die Hand hingestreckt, um mir ein letztes Zeichen seiner väterlichen Liebe zu geben, doch als er dann meine Hand ergriff, widerstand ihm plötzlich diese Herzensregung, und er stieß sie leicht zurück. Eine solche Auslegung war durchaus möglich. Ich fand sie sogar recht einleuchtend. Oder aber Vater fühlte Unbehagen gegenüber meiner Hand, die ich, um seine Geste zu erwidern, ihm reichte, und er entzog mir plötzlich diese liebevolle Geste, die er mir hatte erweisen wollen und ließ meine Hand los. Wie dem auch immer war, nur soviel stand fest: dadurch, daß er meine Hand leicht zurückgestoßen hatte, stellte er die alte Distanz zu mir, der ich ihm plötzlich zu nahe gekommen war, wieder her. Das entsprach, dachte ich, seinem Wesen, und so sollte es mir recht sein.

Andererseits konnte ich es nicht völlig von mir weisen, daß vielleicht ich in gleicher Weise seine mir gereichte Hand

zurückgestoßen hatte, Vater hatte vielleicht überhaupt keine Kälte mir gegenüber verspürt, alles war vielmehr mir anzulasten. Nichts bewies, daß eine solche Interpretation unmöglich war. Er durfte mir, seinem Kind, die Hand nicht reichen! Und deswegen stieß ich seine von mir ergriffene Hand leicht zurück. Sobald ich es so auslegte, überfiel mich großer Schmerz.

Schließlich aber gelang es mir, mich von diesem quälenden Hin und Her zu lösen. Plötzlich fühlte ich mich befreit. Entscheidend war wohl meine Vorstellung, daß vielleicht auch mein Vater, von gleichen Zweifeln gequält, im Grab über diesen winzigen, unverständlichen Vorfall nachsann. Vielleicht hatte er, wie ich, schon vor seinem Sterben über all das nachgedacht. Während ich das überlegte, fühlte ich mich plötzlich als sein Kind, wie ich es, während er noch am Leben war, nie getan hatte. Ich bin das Kind meines Vaters, dachte ich, und Vater ist mein Vater.

Nach seinem Tod wurde mir zu meiner großen Überraschung bewußt, wie sehr ich ihm doch glich. Zu seinen Lebzeiten kam mir nie der Gedanke, ihm irgendwie ähnlich zu sein, und auch in meiner Umgebung schien man überzeugt zu sein, daß sich mein Wesen von dem meines Vaters beträchtlich unterschied. Während meiner Schul- und Universitätsjahre war ich überzeugt, völlig anders zu sein als er und mein Leben ganz und gar verschieden einrichten zu wollen. Ich hatte jedenfalls nicht den leisensten Eindruck, daß ich und mein Vater uns in irgendeiner Weise glichen. Menschenscheu war mein Vater schon in seiner Jugend gewesen, aber ich besaß viele Freunde, ich war Sport-Champion an der Universität, mich verlangte es, inmitten eines fröhlich bewegten Kreises zu leben. Und so blieb es auch nach meinen Studienjahren. Als ich das Alter



erreichte, in dem mein Vater sein Einsiedlerleben begonnen hatte, dachte ich nicht im Traum daran, mich, wie er damals, in die Heimat zurückzuziehen und alle Brücken abubrechen. Mitte Vierzig gab ich meine Stellung bei der Zeitung auf, begann also ein neues Leben als Schriftsteller, blieb aber mit der Gesellschaft eng verbunden, während mein Vater niemanden mehr zu sehen wünschte.

Nach seinem Tode wurde mir in belanglosen Augenblicken bewußt, daß ich doch dies und jenes von meinem Vater hatte. So fühlte ich etwa, wenn ich von der Veranda in den Garten hinunterstieg, daß ich in der gleichen Haltung wie er einst mit den Füßen nach den Geta-Schuhen tastete. Ebenso war mir zumute, wenn ich im Wohnzimmer die Zeitung auseinanderfaltete und, nach vorn gebeugt, darin las. Auch das Zigaretten-Kästchen nahm ich wie er vom Tische auf und stellte es wieder zurück. Auch stand ich jeden Morgen vor dem Spiegel über dem Waschbecken, rasierte mich mit der Sicherheitsklinge, wusch den seifigen Pinsel im heißen Wasser aus und wrang das Wasser an der Pinselspitze mit den Fingern aus. Dabei hatte ich oft plötzlich das Gefühl, ich täte dies genau wie er.

Aber davon abgesehen war mir nun auf einmal, als dächte ich auch so wie Vater einst. Bei der Arbeit stand ich oft von meinem Schreibtischsessel auf, setzte mich in den Korbstuhl auf der Veranda, verfiel in vages Sinnieren, das mit meiner Arbeit nicht das Geringste zu tun hatte, und da fiel mein Blick oft auf ein paar Zelkovenbäume, die ihre alten Zweige nach allen Richtungen streckten. Wie oft hatte ich in dieser beobachtenden Haltung meinen Vater gesehen. Wenn er auf der Veranda des Heimathauses im Korbstuhl saß, schaute er auch immer auf den Wipfel eines Baumes. Mir war plötzlich, als startete ich in einen Ab-

grund, der sich zu meinen Füßen aufgetan hatte. War meinem Vater damals nicht vielleicht ähnlich zumute gewesen? Dadurch, daß ich fühlte, wie mein Vater gewissermaßen in mir war, und ich wohl dachte wie er, erinnerte ich mich sehr oft an jenen Mann, der einmal mein Vater war. Ich saß ihm häufig gegenüber und unterhielt mich mit ihm.

Nach seinem Tode erkannte ich plötzlich, daß er mich, solange er lebte, vor dem Tod geschützt hatte. Dies war mir bis dahin, eben weil er noch am Leben war, natürlich nicht bewußt gewesen, doch irgendwo in meinem Herzen empfand ich so und hatte daher nie an meinen Tod gedacht. Doch nun, da mein Vater tot war, eröffnete sich ein weiter Ausblick auf ihn wie auf ein Meer, und ich mußte, ob ich wollte oder nicht, den Tod näher ins Auge fassen. Ich begriff, daß ich als nächster an die Reihe kam. All dies aber erkannte ich erst, nachdem mein Vater gestorben war. Durch sein Leben war ich als Kind vor dem Tod geschützt gewesen. Doch war dies nicht etwa eine Gabe, ein Geschenk von ihm, und es hatte nichts mit Eltern- und Kindesliebe zu tun. Es entstand ganz natürlich aus den Beziehungen zwischen Eltern und Kindern, rührte daher, daß ich sein Kind und er mein Vater war.

Nachdem Vater gestorben war, empfand ich meinen eigenen Tod als ein Geschehen, das nicht mehr unbedingt in weiter Zukunft lag, doch meine Mutter war noch rüstig, und so blieb mir der Ausblick auf den Tod doch noch zur Hälfte versperrt.

Heute hat meine Mutter das gleiche Alter, in dem Vater starb. Da sie fünf Jahre später als er geboren wurde, wird sie in diesem Jahre achtzig.

Bald nach Vaters Tod erfüllte uns das Verhalten unserer Mutter mit Sorge. Sie blieb zunächst allein in dem Heimathaus zurück. Von uns vier Geschwistern wohnte meine älteste Schwester Shigeko in Mishima, die jüngere, Kuwako, mein Bruder und ich lebten mit unseren Familien in Tokyo. Da sich Mutter dreißig Jahre lang an das Heimathaus gewöhnt hatte, dachte sie naturgemäß nicht daran fortzuziehen, aber wir Kinder konnten sie unmöglich für immer sich selber überlassen. Sie war sehr rüstig, ging, von kleiner Statur, nicht gebeugt, und schon nach wenigen Bewegungen färbten sich ihre Wangen mit gesundem Rot, ihr hohes Alter war ihr nicht anzusehen. Sie konnte ohne Brille Zeitung lesen und trug, mochten ihr auch ein oder zwei Backenzähne fehlen, jedenfalls kein Gebiß. Ihre Erscheinung war tadellos, und sie schien auch im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte zu sein, allerdings wurde sie schon ein paar Jahre vor Vaters Tod vergeßlich und wiederholte das gleiche mehrere Male hintereinander. Vater hatte es offensichtlich bedrückt, sie allein zurückzulassen und bat bis zu seinem Tod jeden, der zu ihm kam, sich einmal um sie zu kümmern. Mir leuchtete diese Sorge damals nicht recht ein, aber nach Vaters Tod begriff ich ihn gut. Lebte man von ihr getrennt, fiel es einem kaum auf, wohnte man aber auch nur eine Weile mit ihr zusammen, fand man, daß sich das Alter überraschend stark und verheerend in ihr Gehirn eingefressen hatte. Saß man fünf oder zehn Minuten ihr gegenüber, war ihr nichts anzumerken, doch dauerte es eine Stunde, so irritierte es, wie oft sie sich wiederholte. Offenbar vergaß sie sehr schnell, was sie gesagt und der andere geantwortet hatte. Dem Inhalt nach war alles ver-

ständig, was sie sprach, im Gegensatz zu Vater war sie von Jugend auf gesellig, die Worte kamen ihr mühelos über die Lippen. Wenn sie sich auch nur nach dem Befinden eines anderen erkundigte, spürte man ihre freundlich aufgeschlossene Art. Hörte jemand sie nur einmal reden, kam niemand auf die Idee, irgendein Teil ihres Gehirns sei eingerostet. Nur sobald sie anfang, Wort für Wort mit dem gleichen Gesichtsausdruck zu wiederholen, mußte sich jeder über ihr merkwürdiges Gebaren wundern.

Bis zu Vaters erstem Todestag lebte sie in der Heimat mit einem jungen Dienstmädchen, das dem Alter nach ihr Enkelkind hätte sein können. Doch dann, nachdem sie uns tausend Schwierigkeiten bereitet hatte, zog sie protestierend und höchst unwillig nach Tôkyô und lebte bei ihrer jüngsten Tochter, also meiner Schwester Kuwako. Diese hatte aus gewissen Gründen ihren Mann und dessen Familie verlassen, betrieb einen Schönheitssalon und wollte sich aus eigener Kraft durchs Leben bringen. Sie nahm ihre Mutter auf und lebte mit ihr zusammen. An sich waren auch ich und mein Bruder in Tôkyô, aber Mutter wollte sich lieber von ihrer Tochter als von einer Schwiegertochter versorgen lassen. Nur unter der Bedingung, daß sie zu Kuwako ziehen könne, war sie nach Tôkyô gekommen.

Seitdem geschah es immer häufiger, daß sie alles ein paar Mal wiederholte. Kuwako berichtete mir bei ihren Besuchen, wie es immer schlimmer wurde, es wäre nicht länger auszuhalten, wie Mutter einer gesprungenen Schallplatte gleich von früh bis spät dasselbe redete. Um Kuwako zu entlasten, bat ich hin und wieder Mutter, zu uns zu kommen. Aber sie blieb dann nur eine Nacht, schon am nächsten Morgen wollte sie unbedingt zurück. Und versuchten wir mehr oder weniger gewaltsam, sie daran zu